



„JA, MACH NUR EINEN PLAN ...“  
CORNELIA JÖCHNER

---

Cornelia Jöchner ist seit 2011 Professorin für Kunstgeschichte der Frühen Neuzeit mit Schwerpunkt Architektur an der Ruhr-Universität Bochum. Nach der Promotion in Marburg war sie Post-Doc in Hamburg am Graduiertenkolleg „Politische Ikonographie/ Stadt“, aus der ihre Habilitationsschrift hervorging. Stationen: Lehrstuhl für Theorie der Architektur an der Brandenburgisch Technischen Universität Cottbus, Kunsthistorisches Institut in Florenz (Max-Planck-Institut), wo sie das Forschungsprojekt „Piazza e monumento“ aufbaute (gem. mit Alessandro Nova); Sprecherin des DFG-Netzwerks „Räume der Stadt. Perspektiven einer kunsthistorischen Raumforschung“. Arbeitsgebiete: Frühneuzeitliche Gartenkunst, Architektur der Neuzeit; neuzeitlicher Städtebau; Geschichte und Methodologie der Architekturforschung; Sakralbau und kultische Handlungen. Jüngste Publikation: *Gebaute Entfestigung: Architekturen der Öffnung im Turin des frühen 18. und 19. Jahrhunderts* (= Habilitationsschrift Universität Hamburg), Berlin/München/Boston, 2015 (= Studien aus dem Warburg-Haus, 14). – Adresse: Ruhr-Universität Bochum, Kunstgeschichtliches Institut, Universitätsstraße 150, GA 2/58-Süd, 44801 Bochum. E-Mail: cornelia.joechner@rub.de.

Meinem Thema der „Fassade als Kräftefeld“ diametral entgegengesetzt, hatte mir das Team des Wissenschaftskollegs für meinen Aufenthalt einen Arbeitsplatz zugedacht, der sich an zwei Seiten durch eine vom Boden bis zur Decke reichende, von wenigen Holzrahmen unterteilte Glasscheibe auszeichnete. Diese Raumdisposition bescherte mir einen scheinbar unbegrenzten Zugang zum anliegenden Garten, dessen Zyklus sich nur eine Handbreit entfernt vom Schreibtisch abspielte: im September gelbleuchtendes Gebüsch;

später eine ungewöhnlich oft strahlende Wintersonne; Vogelstimmen, Fuchs und Katze; tropisches Grün, schnell wachsend im abrupten Wechsel von Sonne und Regen der Sommermonate. Die Natur als Gegenüber wurde eine der Konstanten in meinem Jahr am Wissenschaftskolleg, zu denen beispielsweise auch die Fellow-Bibliothek im Hauptgebäude gehörte. Von hier ging Ruhe aus, alles andere war vom Gesetz des Zufalls bestimmt: die Themen und Gesprächspartner, die Dynamik von Diskussionen, die Stimmung bei den gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten.

In die Matrix von Plan und Zufall, Ordnung und Zäsur, gehörte mein täglicher Weg durch das Grunewald-Viertel, der nicht nur zu unbekanntem, großen und teilweise großartigen Bauten führte, sondern es mir vor allem erlaubte, einer kunsthistorischen Tätigkeit zu frönen, die durch den inzwischen beengten universitären Rahmen zurückgedrängt wird: Sehen im Gehen. Verlangt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Architektur jenes „sehende Gehen“, so ist gerade die nicht intendierte Begegnung mit Gebäuden für Kunsthistoriker besonders wertvoll, da sie vielfach der Alltagserfahrung ihrer Nutzer und Rezipienten entspricht. Das Geschenk eines Jahrs am Wissenschaftskolleg zeigte sich für mich in besonderer Weise an zuweilen versonnenen Gängen durch ein architektonisch geschlossenes Quartier, das sich hierfür durch den Fund eines qualitativvollen Objekts revanchierte: Haus Bernhard von Hermann Muthesius (1906/07).

Meiner Intention entsprach es keineswegs, die am Wissenschaftskolleg aufgenommene Recherche für eine Geschichte der neuzeitlichen Fassade gerade mit einem neuen Exemplum zu starten. Meine Bücherliste der ersten beiden Monate zeugt von einem ganz anderen Vorhaben: systematisch zu erschließen, was seit Beginn der Neuzeit unter gestalteter Wand und dann, *sub specie*, unter Hausfassade verstanden wurde. In diesen ordentlichen Arbeitsplan drängte sich nun nicht nur Muthesius' nordisch verstandenes, auf einen künstlichen Hügel gestelltes Haus, sondern bald auch die frühe Moderne der Siedlungsbauten, die Fassade nur mehr mit Farben zu erzeugen suchte. Aus dem Ort und der Region entstand die Dynamik des Forschens.

Zu der Spannung von *geplant* und *ungeplant* gehörten unbedingt die Personen am Wissenschaftskolleg und dessen Umfeld. Eine blitzsaubere, chronologische Geschichte der neuzeitlichen Fassade hatte mir ohnehin nicht vorgeschwebt. Aber wie sollte erzählt werden, was ein Bauteil vermag, der mit ganz unterschiedlichen Mitteln während der gesamten Neuzeit auftritt und trotz aller Kritik und Leugnungsversuche durch die Moderne als Anspruch und Metapher bis heute bestehen bleibt? Diese „Geschichte“, so meine Absicht, sollte durch strukturelle Parameter deutlich werden, die gewissermaßen

unterschiedliche Lösungsansätze für Fassade zeigen sollten. Keineswegs war dabei absehbar, dass hierfür Impulse vom Wissenschaftskolleg kommen würden. Das phänomenologische Verständnis von Fassade zeigt deren Doppelcharakter: Trennung, zugleich aber auch Verbindung von Innen und Außen. Diese Eigenschaften verlangen es, Fassadenstrukturen und -strategien von Öffnen und Verschließen sowie durch sie evozierte soziale Praktiken darzulegen. Viel zu schnell, so lautete mein Befund, ging die Disziplin der Kunstgeschichte über solche Eigenschaften hinweg, so dass der aktive Part der Fassade bisher eher verdeckt ist. Nicht nur die am Kolleg in diesem Fellow-Jahr erfreulich starke Präsenz von Phänomenologie und Anthropologie sorgte dafür, dass für mich relativ bald die formale Gestaltung – die ich für wichtig halte – als eine *Funktion* der Leistungen von Fassade deutlich wurde. Konnte dies noch der Kunst des Wissenschaftskollegs zugeschrieben werden, die passenden Fellows zusammenzustellen, so war der Rest pure Kontingenz.

Im Zentrum stand nun die Topologie, die hier – Ernst Cassirer hatte sie 1910 unter den Relationsbegriff gebracht – aus dem Dasein eines bloßen Dieners für mich befreit wurde. Durch Vermittlung des Wissenschaftskollegs konnte ich mit dem Biografen des Sozialpsychologen Kurt Lewin (1890–1947), Wolfgang Schönplflug (ehem. Ruhr-Universität Bochum und FU Berlin) diskutieren, was Fassade als „Feld“ (ein von Lewin benutzter Begriff für topologische Anordnungen des Raums) leistet. Ins Rollen gebracht wurde dies durch Zufälle, die jenes eigentümlich dichte Szenario wissenschaftlicher Auseinandersetzung schafft. Mit Clifford Geertz gesprochen, fand hier „thick description“ statt, wodurch die Instrumente meiner Studie wie unter einem Vergrößerungsglas deutlicher sichtbar wurden. Genau dies aber, so meine feste Überzeugung, war die Voraussetzung dafür, dass mir plötzlich Aspekte von mehreren der im Dienstagskolloquium vorgestellten Themen im Bereich der Naturwissenschaften als heuristische Vergleichsobjekte für die Häuser meines Buchprojekts in den Sinn kamen: Zuallererst die kunstvoll präparierten Außenseiten der Architekturen von „social insects“ (insbesondere Ameisen), über die meine Mitkollegiatin Jennifer Fewell arbeitet, dann im Laufe von (nun schon gezielten) Gesprächen die vielfältigen Eingänge in Vogelnester bei Steve Beissinger, aber auch die jede Nacht aufs neue errichteten Schlafmatten der Primaten, die Peter M. Kappeler untersucht.

Das situative Ermöglichen eines solch individuellen, nicht absichtsvoll betriebenen Ineinanders von Plan und Zufall erscheint mir nach Phasen der Verunsicherung als das heimliche Potential des Wissenschaftskollegs. Alles fügte sich, hatte man nur das Prinzip

verstanden. So diente eines der letzten Mittagessen mit den genannten Kollegen dazu, die Arbeitsschritte für ein gemeinsames Fellow-Forum zu verabreden, das die epistemologischen Möglichkeiten eines Vergleichs von tierischen und menschlichen Bauten auf der Basis der Begriffe von Information und Kommunikation ausloten soll. Weiterhin wurde die zweite Hälfte des Aufenthalts für den Aufbau eines Projekts genutzt, das auf topologischer Basis mittelalterliche und frühneuzeitliche Pilger- und Wallfahrtskirchen miteinander vergleichen soll.

Plan und Zufall, die beiden Antagonismen als Ermöglichung von Forschung bereit zu halten und bei Bedarf gemeinsam zu durchleben – dies leistet die Institution Wissenschaftskolleg in einmaliger Weise. Dass das auf dem Hintergrund überwiegend öffentlicher Mittel geschieht, gibt Anlass zur Hoffnung: Möge der Gedanke, dass Wissenschaft den Zufall und die Zeit braucht, diesen reifen zu lassen, wieder seinen Weg zurück in die *Planung* von Wissenschaft (sprich: Politik) finden. Der Ort des Wissenschaftskollegs, seine in der sozialen Interaktion geschaffenen räumlichen Anordnungen, die gemeinsam verbrachte Zeit, vor allem aber die KÖPFE – all dies ist selbst Topologie, wie Ferenc Jordán und ich an einem Dienstagnachmittag in einer kurzen Analyse zu zeigen versuchten. Das Motto hierfür lautete: *Topology is your friend, not your enemy!*